

Sarajevo Tagebuch

Sonntag, 19. November, Flughafen Wien, 13 Uhr

Das Klischee, es stimmt. Wien ist wieder das Tor zum Balkan. Nicht nur in die ehemaligen Kronländer fliegt Austrian Airlines, sondern auch nach Belgrad, Podgorica, Bukarest. Mein Flug nach Sarajevo geht um 13.30 Uhr. Die meisten Reisenden warten schon am Flugsteig. Ich schaue mich um. Kein Unterschied zum Wartebereich am Flughafen Tegel als es nach Wien ging. Und doch sind da die Fragen: Wer fliegt nach Sarajevo? Wer von den Wartenden hat im Krieg seine Familie verloren? Wer hat geschossen? Wurde eine von den Frauen vergewaltigt?

Sonntag, 19. November, Flughafen Sarajevo, 16 Uhr

Sarajevo empfängt mich mit strahlendem Sonnenschein. Das ist hier nicht immer so, sagt Frank Baumann. Er leitet im Goethe-Institut Sarajevo die Bibliothek, macht Programm und wird für eine Woche einer meiner Ansprechpartner sein. Vor allem im Winter, sagt er, liegt überm Talkessel von Sarajevo dichter Nebel. Der Anflug auf Sarajevo gilt als schwierig, oft fallen Flüge aus. Schön, dass Sie hier sind, willkommen in Bosnien-Herzegowina.

Der erste Eindruck auf der Fahrt in die Stadt: Staunen darüber, wie normal alles ist. Dichter Verkehr, bunte Werbung, graue Hochhäuser, Menschen an den Straßenbahnhaltestellen. Ungewohnt dagegen die neuen Moscheen. Investoren aus islamischen Ländern, sagt Baumann. Den Satz werde ich in dieser Woche noch öfter hören: Man nimmt das Geld aus Saudi-Arabien oder Iran und lässt die Ideologie, wo sie ist. Manche nennen das „bosnischer Islam“. Begriffe wie diese sind wohlthuend, denke ich, weil sie etwas abschließen und zu den Akten legen. Die neuen Moscheen aber verstecken sich nicht in Aktenschränken. Aufdringlich stehen sie zwischen den Hochhäusern, fast wie eine Provokation.

Dann doch: der Krieg und die Fernsehbilder, die meinem Gedächtnis entsteigen: Das Holiday-Inn, die Sniper-Alley, das Parlamentsgebäude. Dem wird gerade eine gläserne Fassade verpasst. Bis dahin konnte man durch einzelne Stockwerke

durchschauen, sagt Frank Baumann. Zehn Jahre nach seinem Ende ist der Krieg noch immer sichtbar.

Wie ungewöhnlich die Normalität ist, zeigte sich am Flughafen bereits an der Passkontrolle. Es gab drei Schalter, einen für Bürger von Bosnien-Herzegowina, einen für Ausländer, und einen für die Eufor-Truppen.

Sonntag, 19. November, Motel Sokak, 16.30 Uhr

Im Internet sah es besser aus. Größer irgendwie, geräumiger, ein Ort zum Bleiben. In Wirklichkeit sind die Zimmer winzig, kein Stuhl, kein Tisch, nur zwei Betten und ein Schrank. Keine Zuflucht für die viel zu frühen Novemberabende in einer fremden Stadt. So wird mich also auch das Motel hinaus treiben in die Straßen und Gassen von Sarajevo. Fünf Tage lang werde ich an der Universität unterrichten, fotografieren, mich mit Leuten treffen, Interviews machen, jede Einladung dankend annehmen, bevor am Freitag dann der Empfang im Goethe-Institut stattfindet und die Übergabe der Bücher. Denn dazu bin ich schließlich da als „Pate“ des Programms „Menschen und Bücher“: Die Bibliothek der Germanistischen Abteilung der Universität Sarajevo nach Möglichkeit unterstützen. Am Samstag vor der Abreise nach Berlin will ich nach Mostar fahren. Ein freier Tag muss sein.

Sonntag, 19. November, Wiener Café, 17 Uhr

Schnell die Sachen ins Motelzimmer, umziehen und wieder raus. Draußen auf der Mula Mustafe Bašeskije wartet Frank Baumann. Wir bringen das Auto zum Goethe-Institut, das gleich am Ufer der Miljacka, des Flusses von Sarajevo liegt, und machen uns zu Fuß in die Stadt. Baumann erzählt von der Arbeit im Institut, den „Internationals“ und dem vielen Geld, dass sie nach Sarajevo brachten, von Flüchtlingen, die in die Stadt kamen und von Rückkehrern, meist aus Deutschland. Die Farben, in denen Baumann von Sarajevo spricht, sind nicht hell und auch nicht düster, sondern durchlässig. Man kann durch die Sätze hindurch schauen wie auf einen Platz, der sich hinter den Häusern versteckt. Ich sehe: Menschen (wollen weg), Fassaden (haben Einschusslöcher), Händler (warten auf Touristen). Sarajevo ist nach dem Krieg eine andere Stadt als zuvor. Wie banal. So banal wie das Klischee vom Schmelztiegel der Kulturen vor dem Krieg? Im Grunde erzählt Frank Baumann

von der Tragödie unserer Zeit - am Beispiel einer Stadt, die durch das 20. Jahrhundert (und seine ethnischen Säuberungen) geschüttelt wurde und im 21. Jahrhundert (und seinen neuen Eindeutigkeiten) noch nicht angekommen ist.

Nach zwei Stunden Fußmarsch Rast im Wiener Café. Die Brownies, die der Kellner bringt, schmecken unverschämt süß.

19. November, Bašcaršija, 18.15 Uhr

Nachdem ich mich von Baumann verabschiedet habe, die bohrende Frage: Was wusste ich vor seinen Schilderungen und meiner Reiselektüre von Sarajevo? Warum habe ich die Vorbilder nicht notiert, warum nicht aufgeschrieben, was mir in den Sinn kam, als ich erfuhr, ich dürfte für das Auswärtige Amt und das Goethe-Institut und gefördert von der Robert-Bosch-Stiftung zweimal nach Bosnien-Herzegowina reisen? Warum wollte ich nach Sarajevo und nicht nach Tirana oder Tartu? Was hat mich dazu bewogen außer dem Klang des Namens, dem schlechten Gewissen, den letzten Krieg nicht mit dem nötigen Ernst verfolgt zu haben, und der blassen Erinnerung an Olympische Winterspiele, an denen der Schnee zu spät fiel und dann zu stark?

In Berlin haben mich viele gefragt: Sarajevo? Was willst du dort? Juli Zeh hatte es einfacher. Die konnte sich in ihrer Reisereportage „Die Stille ist ein Geräusch“ auf die Suche nach McDonalds und Melonen machen und von sich selbst schreiben in einem fremden Land.

Ich muss auf die Frage der Studenten antworten. Zum Beispiel die: Wie gefällt Ihnen Sarajevo?

19. November, Katholische Kirche, 18.30 Uhr

Vedad Smailagic kommt auf mich zu mit ausgestreckter Hand und freundlichem Lächeln. Herr Rada? Ich freue mich sehr, wohin gehen wir, haben Sie Hunger, wollen wir einen Kaffee trinken, wie gefällt Ihnen Sarajevo? Eine Antwort erwartet er nicht, Gott sei Dank. So höre ich hinein in seine Sätze. Sein Deutsch fast wie bei meinem Großvater, vor allem dieses unnachahmliche „L“. Vor ein paar Tagen erst hat Vedad Smailagic seine Promotion verteidigt. Über den deutschen Dativ. Was halten sie von Linguistik? Er bleibt kurz stehen, geht

dann weiter. Ich schaue zurück auf die katholische Kathedrale. Ein beliebter Treffpunkt, meint Smailagic. Ich nicke. Habe ich eine andere Antwort erwartet, irgendwas über das Nebeneinander von katholischen, orthodoxen Kirchen und Moscheen?

Smailagic holt mich aus zurück aus meinen Gedanken. Wollen wir in ein Café?

Natürlich.

Woher dieses Deutsch?

Ich habe in Deutschland studiert, in Würzburg, davor war ich in Mannheim, kennen Sie die sächsische Schweiz?

Ja.

Ich noch nicht, warum haben Sie ein Buch über die Oder geschrieben?

Weil ich wissen wollte, ob der Fluss mehr ist als eine Grenze.

Ist er?

Ich glaube schon.

Ich kenne viele Flüsse, den Main in Würzburg, den Rhein in Mannheim, den Neckar in Heidelberg.

Was ist mit der Miljacka, die durch Sarajevo fließt?

Spielt keine große Rolle.

Der österreichische Thronfolger wurde hier erschossen.

Das ist lange her.

Ihre Studenten sprechen auch Deutsch, haben sie in einer Mail geschrieben.

Die meisten waren in Deutschland, als Flüchtlinge.

Wären sie lieber in Deutschland geblieben?

Sie sind froh, in Deutschland gewesen zu sein.

19. November, Motel Sokak, 23 Uhr

Der erste Tag ist vollbracht, ich habe die beiden Termine absolviert, in der Bašcaršija die ersten Cevapcici mit Kajmak gekostet, im Motel auf dem Bett die Unterlagen ausgebreitet. Zwei Workshops soll ich in der Germanistischen Abteilung bei Vedad Smailagic machen, einen über die Rolle George Bushs in den deutschen Medien, den andern zum Thema journalistisches Schreiben. Was ist ein Kommentar, was ein Bericht, was eine Reportage? Das werde ich hinbekommen. Aber worüber schreiben lassen? Über den Alltag in Sarajevo? Den Arbeitsmarkt in Bosnien? Den Krieg?

Auf dem Fernsehbildschirm überm Motelbett geht die Primetime zu Ende. Ab sofort wird gerammelt und gestöhnt. Genauso einfallslos die deutschen Sender RTL, SAT1, PRO7. Das einzig Tröstliche in der Fremde: CNN. Doch dafür bin ich zu müde.

20. September, Bašcaršija, 9 Uhr

Was für ein Wetter. In den engen Gassen des Basarviertels Gegenlicht. Das neue, alte Pflaster leuchtet wie aus tausendundeiner Nacht. Nach Gaza-Stadt, Ramallah und den anderen Städten in Palästina, in denen ich 1999 war, ist Bosnien das zweite muslimische Land, das ich bereise. Und Sarajevo ist meine erste Stadt mit einem Basarviertel. Was ich mich auch Tage später nicht zu fotografieren traue: der Kellner, der dem Händler auf einem Tablett Mokka serviert; der Händler, der seinen Mokka trinkt ohne die Touristen anzusprechen; der Tourist, der vor einer Moschee unmerklich die Stimme senkt. Es ist eine ungewöhnliche Stille, die über der Bašcaršija liegt. Nur die Tauben machen Lärm wie immer.

Reiseführerwissen: Die engen Gassen der Bašcaršija wurden gebaut, nachdem Mitte des 15. Jahrhunderts ein Hof entstand, der der Stadt den Namen gab: „Saraj Ovasi“- „der Hof im Feld“. Den Platz im Schutz der Berge haben die osmanischen Stadtgründer gewählt, weil er die Frauen vor den Blicken der Fremden bewahrte. So wird es mir später der Direktor der Planungsbehörde des Kantons Sarajevo erklären. Die Gassen mit ihren einstöckigen, oft aus Holz gebauten Geschäften sind den einzelnen Handwerken gewidmet, von denen es einst 80 gab. Bis heute gibt es in einer Gasse Mokkageschirr, in einer anderen Schmuck, in der dritten Teppiche. Unterbrochen wird das Gewirr des Basarviertels lediglich vom Hauptplatz mit dem Sebilj-Brunnen, wegen der vielen Tauben auch Taubenplatz genannt. Die alte Karawanserei Morica Han und die Gazi Husrev Beg-Moschee aus dem Jahre 1530 mit ihrem 47 Meter hohen Minarett und dem beschaulichen Hof fügen sich dagegen ganz ins Raster des Basarviertels ein.

Dann der Schnitt: Hinter der Moschee und dem Gazi Husrev Bezistan, dem überdachten Markt, endet die osmanische Stadt. Nun beginnt Österreich-Ungarn und mit ihm Europa. Unweigerlich beschleunige ich den Schritt, hier ein Blick ins Schaufenster, dort einer Bettlerin ausgewichen. American-

Express, Mastercard, Maestro, nur die jungen Männer, die auf alten Rosten Esskastanien grillen, erinnern nicht an Ljubljana, Budapest oder Wien. Wie österreichisch ist Sarajevo wirklich? Als der junge Student Gavrilo Princip am 28. Juni 1914 den österreichischen Thronfolger Franz Ferdinand erschoss, wurde das Attentat von den Serben als Akt der Befreiung von der Fremdherrschaft gefeiert. Heute trauert man den Habsburgern hinterher. Nun heißt es: die gute, alte Zeit. Erinnert an die Kanalisation, die die Österreicher gebaut haben, das Rathaus, in das später die bosnischen Nationalbibliothek zog, bis sie von den Serben zerstört wurde und natürlich die Brauerei, in der heute Sarajevsko Pivo, Bier aus Sarajevo gebraut wird. Auf der Ferhadijastraße gehe ich also durch das goldene Zeitalter Sarajevos, das nach nur 40 Jahren mit dem Attentat 1914 zu Ende war.

Und heute? Auch auf der Ferhadijastraße gibt es nur wenig Läden, die man nicht kennt. Also schnell umkehren und wieder ins Basarviertel. Das ist, was Sarajevo von anderen Städten unterscheidet.

20. September, Germanistische Abteilung, 11 Uhr

Das Gebäude der Philosophischen Fakultät, zu der die Germanistik in Sarajevo gehört, liegt an einer anderen Grenze der Stadt, der zwischen der habsburgischen und der Titozeit. Symbole des neuen, des sozialistischen Sarajevo waren die beiden Hochhaustürme, die zur Olympiade 1984 fertig wurden. Heute ist in den Twintowers unter anderem die OSZE-Mission untergebracht. Gleich daneben der gelbe Kasten des Holiday Inn. Während der drei Jahre Belagerung von 1992 bis 1995 war es das einzige Hotel der Stadt, das nicht geschlossen hatte und vor allem Journalisten beherbergte. Serbische Scharfschützen berichteten später, sie hätten durch ihre Zielfernrohre beobachten können, wer sich in welchem Zimmer bewegte. Dass das Hotel nicht beschossen wurde, lag daran, dass der Besitzer Geld an die Serben bezahlt hat. Sagt man.

Gegenüber des Holiday Inn steht das Gebäude der Philosophischen Fakultät. Für ihren Wiederaufbau gab es kein Geld, noch immer sind die Einschusslöcher zu sehen. Vor dem Eingang eine Tafel im Gedenken an die Dozenten und Studenten, die im letzten Krieg ums Leben kamen. Jasmin Penjic 1971 – 1992, Ismet Sijercic 1963 – 1993, Almir Pokrklic

1974 – 1993, Goran Slavicek 1970 – 1993. Freunde in Berlin hatten mir erzählt, erst im Krieg hätte man im ehemaligen Jugoslawien begonnen, in den Vor- und Nachnamen die Nationalität zu erkennen. War Goran Slavicek ein Serbe? Einer, der von seinen Landsleuten erschossen wurde? Weil er in Sarajevo mit Muslimen, Juden und Kroaten zusammen lebte und studierte? Ich frage nicht. Die Studenten eilen an der Tafel und ihren zahllosen Einträgen vorbei.

Vedad Smailagic steht am vereinbarten Treffpunkt und bringt mich ins Büro. Willkommen in der Germanistischen Abteilung heißen mich auch Christian Koller, DAAD-Lektor, und Eckhardt Bernstein, ein emeritierter Germanistikprofessor, der in Sarajevo im Rahmen der Stiftungsinitiative Johann Gottfried Herder unterrichtet. Ob ich in seinem Seminar hospitieren kann, will ich wissen. Bernstein zögert etwas, sagt: Das Niveau ist eher Oberstufe als Universität. Dann nickt er.

Bernstein hat recht. Zum Thema Literatur in der Weimarer Republik haben die Studenten zwei Referate vorbereitet, eines über Erwin Piscator, ein anderes über Otto Dix. Was die Studenten des 2. Studienjahres vortragen, kann in seiner Ausführlichkeit unmöglich Ergebnis einer eigenen Auseinandersetzung mit dem Thema sein. Wahrscheinlich haben sie es aus Wikipedia kopiert, meint Bernstein später. Copy-Paste-Kultur, auch eine Spielart der Globalisierung. Doch Bernstein lässt nicht locker und hakt nach. Was heißt Kubismus? Wer hat das epische Theater wirklich erfunden? Es sind zwei oder drei Studentinnen, die sich melden. Der einzige Student bleibt stumm. Offenbar braucht Bosnien-Herzegowina keine Deutschlehrer, sondern nur Deutschlehrerinnen. Denn das ist die Perspektive, die die meisten haben: Deutschunterricht in Sarajevo oder, wenn es dumm läuft, irgendwo auf dem Land.

20. September, Miljacka, 14 Uhr

Zurück in die Stadt nehmen wir den Weg entlang der Miljacka. Eckhardt Bernstein sagt: Sie reden hier nicht gern vom Krieg. Also redet er selbst von den 1.425 Tagen der Belagerung, die am 5. April 1992 begann. Es war die längste Belagerung einer Stadt in der Geschichte. Offiziellen Angaben zufolge sind 10.615 Menschen ums Leben gekommen, unter ihnen 1.601 Kinder. Durch serbische Scharfschützen, Granaten oder Minen wurden rund 50.000 Menschen verletzt.

Sehen Sie den jüdischen Friedhof, fragt Bernstein und zeigt auf das Gräberfeld auf den Hängen des Trebevic, die sich im Süden der Stadt erheben. Auch dort haben die Serben Stellung bezogen. Sie setzten darauf, dass man nicht auf einen jüdischen Friedhof schießt.

Ich sehe vor allem die anderen Friedhöfe. Weiße Gräberfelder an den Berghängen und auf freien Plätzen, der Tod als Stadtlandschaft. Mitten in der Stadt wurden sie angelegt, sagt Bernstein, Kriegsfriedhöfe. Tatsächlich brach während der Belagerung, in der es keinen Strom und kaum Wasser gab, keine Seuche aus. Das Begräbnis der Toten war für die Angehörigen dagegen ein riskantes Unterfangen. Die neuen Friedhöfe lagen mitten im Schussfeld. Tödliche Beerdigung kalauert es in mir. Ich rufe mich zur Ordnung.

In einer Buchhandlung zeigt mir Bernstein eine Karte. „Sarajevo 1992-1995 Survival Map“. In der Karte sind Frontlinien und Stellungen der bosnischen Serben markiert. Krieg als Touristenattraktion. Das wird mir noch ein paar Mal begegnen: auf die Berge schauen und überlegen, wo die Geschütze lagen. Touristenblick. Die Sarajevoer schauen längst in die Schaufenster in der Ferhadijastraße.

20. November, Fahrt nach Pale, 17 Uhr

Gleich am zweiten Abend der erste Ausflug. Zusammen mit dem Kulturattaché der russischen Botschaft hat das Goethe Institut ein Filmprogramm auf die Beine gestellt. In Pale, dem Ort in den Bergen über Sarajevo, in dem der Serbenführer Radovan Karadžić sein Hauptquartier hatte. Heute gehört Pale zur Republika Srpska, die neben der muslimisch-kroatischen Föderation die zweite „Entität“ des Landes bildet. Frank Baumann sagt: Wir wollen nicht nur Programm in der Föderation machen, sondern auch in der Serbischen Republik – als Zeichen gegen die zunehmende Spaltung des Landes.

Auf der Autofahrt in die Berge räumen Frank Baumann, seine Kollegin Dragana Lasica und Institutsleiter Michael Schroen ein, dass sie mit dem Filmprogramm in Pale dennoch Neuland betreten. In Banja Luka, der Hauptstadt der Republika Srpska, hat das Institut bereits Veranstaltungen auf die Beine gestellt, nicht aber in jener Stadt, die für viele Bosnier noch immer ein

Synonym ist für den Krieg der Serben gegen die Vielvölkerstadt. Noch heute ist das 15 Kilometer von Sarajevo entfernte Pale eine Hochburg der serbischen Nationalisten, und manch einer munkelt, der mit internationalem Haftbefehl gesuchte Karadžić versteckte sich in den Bergen östlich der Hauptstadt.

Oben angekommen, zeigt sich: Pale ist eine Kleinstadt wie viele in Europa, gesichtslos, unspektakulär, langweilig. Die meisten Geschäfte und Restaurants liegen an der langgezogenen Hauptstraße. Dort befindet sich auch das Kulturzentrum, wo uns der Direktor vor der ersten Filmvorführung zu einem Sliwowitz empfängt. Später wird Dragana sagen, er sei distanziert gewesen. Ob es stimmt, weiß ich nicht. Tatsache ist: „Kukuschka“, den ersten Film, den das Goethe-Institut und die russische Botschaft an diesem Abend zeigten, hat sich der Direktor nicht angeschaut.

20. November, Kulturzentrum Pale, 20 Uhr

Viel gesprochenes habe ich von Kukuschka nicht verstanden. Der Film handelt von einem Finnen, einem Russen und einer Lappin, die das letzte Kriegsjahr 1945 zusammen bringt. Der Russe hält den Finnen für einen Deutschen, weil der eine SS-Uniform anhat. Die aber haben ihm die Deutschen angezogen, bevor sie ihn, den vermeintlichen Verräter, an einen Felsen gekettet hatten – als Lockvogel, um die Russen auf ihn aufmerksam zu machen.

Für den Finnen war das eine Art Todesurteil. Die einzige Hoffnung war, möglichst viele Russen zu erschießen, um selbst überleben zu können. Eine perfide Art, einen Verräter um die Ecke zu bringen und möglichst viele Feinde getötet zu wissen. Kriegslogik.

Der russische Regisseur Alexandr Rogoshkin dagegen setzt der Kriegslogik die der Toleranz entgegen, die über die Sprachgrenzen hinweg geht. Nachdem der Finne sich befreit hatte und dem Russen und der Lappin begegnete, beginnt das schwierige Geschäft der Verständigung – auf Finnisch, Russisch und Lappisch. Oder aber durch Gesten, die keiner Übersetzung bedürfen. So habe ich den Film am Ende doch verstanden.

War die Veranstaltung ein Erfolg? Entgegen den Befürchtungen kommen sowohl zu „Kukuschka“ als auch zum zweiten Film des Abends - „Nirgendwo in Afrika“ - mehr als 40 Zuschauer. Unter ihnen ist auch eine Dozentin der Philosophie der Universität Pale. Fürchterliche Provinz hier, meint sie und lässt sich demonstrativ mit uns fotografieren.

20. November, Pale, Pizzeria, 21 Uhr

Nach dem Ende von „Kukuschka“ lädt uns der Kulturattaché der russischen Botschaft in eine nahe gelegene Pizzeria ein. Seine Frau und eine Bekannte warten dort schon, er selber hat noch eine Flasche Sowjetkoje Schampanskoje im Kofferraum. Wie skurril, denke ich, da kommen russische Gäste mit deutschen Freunden in ein serbisches Lokal in der Serbischen Republik des Staates Bosnien Herzegowina und trinken mitgebrachten sowjetischen Champagner – aus Gläsern, die uns die Kellnerin ohne mit der Wimper zu zucken auf den Tisch stellt.

20. November, Sarajevo, Motel Sokak, 23 Uhr

Vor dem Einschlafen Tagebuch schreiben und die Veranstaltung am nächsten Tag vorbereiten. Schon am Morgen hatte ich den Aushang in der Germanistischen Abteilung gesehen: 2. Studienjahr, 3. Semester. Dienstag 21. November, 11.30 bis 13.00: Rolle der Medien in Deutschland. Mit Uwe Rada, Journalist bei der taz (Berlin) und Buchautor.

Was erwarten sie von mir? Was erwarte ich von ihnen? Ein bisschen habe ich mich vor der Abreise gegen die drei Tage Unterricht an der Uni gewehrt. Im Mittelpunkt des Programms „Menschen und Bücher“ stehen die Bücher des „Paten“, bestätigte die Programmverantwortliche vom Auswärtigen Amt. Die deutsch-polnische Grenze und die Oder spielen in Sarajevo keine Rolle, befand dagegen Vedad Smailagic vor meiner Ankunft und teilte mit: Sie machen Dienstag, Mittwoch und Donnerstag ihre Workshops.

Mein Problem: Die Bedeutung der Miljacka für die Geschichte und die Gegenwart Sarajevos, die ich zusammen mit den Studenten erforschen wollte, will sich mir nach zwei Tagen Aufenthalt selbst nicht mehr so richtig erschließen. Im Grunde, da hat Smailagic recht, spielt der Fluss gar keine Rolle, außer dass er im Sommer etwas unangenehm rieche. Andere Orte sind

im kollektiven Gedächtnis der Stadt stärker verankert. Keine guten Karten also für mein eigenes Projekt, und erst recht für einen Konflikt mit Smailagic.

Also Bush und die deutschen Medien: Ich habe einige Titelseiten von deutschen Zeitungen dabei, die nach den Kongresswahlen in den USA erschienen sind, außerdem zwei Kommentare zum so genannten Karikaturenstreit, einen von Bettina Gaus und einen von Sonja Mikich. Wir werden also über die unterschiedliche Berichterstattung von taz, FAZ und Boulevardmedien reden und auch darüber, warum in Deutschland wie kommentiert wird.

Haben Sie Lehrerfahrung hat mich der DAAD-Lektor gefragt. Habe ich nicht.

21. November, Germanistische Abteilung, 14 Uhr

Es hat geklappt. Die Studentinnen und der Student haben mich nicht auflaufen lassen, sondern waren engagiert. Deutsche Zeitungen kannten die wenigsten, obwohl sie lange Zeit in Deutschland gelebt haben. Aber das war vor zehn Jahren, da waren die meisten zehn oder zwölf Jahre alt. Dennoch ist das Wissen über Deutschland erstaunlich. Als ich die Bild-Zeitung herumreichte, die nach den Kongresswahlen in den USA nicht mit der Niederlage der Republikaner aufmachte, sondern mit dem Ausbruch des „Entführers von Stefanie“ auf das Dach der JVA Dresden, haben alle gelacht: Die Geschichte kennen wir. Woher, wollte ich wissen. Die Antwort: RTL.

Am spannendsten war die Diskussion über den Karikaturenstreit. Die beiden Kommentare, die ich zu lesen gab, konnten unterschiedlicher nicht sein. Bettina Gaus zeigt viel Verständnis für die muslimische Seite und relativiert angesichts der Situation im Irak und der Drohungen gegen den Iran das Argument von der Pressefreiheit. Sonja Mickich dagegen kehrt die Rolle von Ankläger und Angeklagtem um und behauptet angesichts der Entführungen und Hinrichtungen von westlichen Geiseln in der islamischen Welt: Ich bin beleidigt. Ich will, dass man sich bei mir entschuldigt.

Welchen Kommentar würden Sie abdrucken, wenn Sie Chefredakteurin einer deutschen Tageszeitung wären, will ich wissen. Den von Bettina Gaus? Drei Viertel heben die Hand.

Gegenprobe: Immerhin zwei. Wer würde beide Kommentare abdrucken? Es meldet sich keiner. Was glauben Sie, wie dieses Meinungsbild bei deutschen Studenten ausgegangen wäre? Die meisten für Sonja Mikich, meint eine Studentin. Oder doch nicht, fragt eine andere. Warum nicht beide, gebe ich zu bedenken und sage, dass beide Kommentare in der taz erschienen sind.

Weil es wichtig ist, auch die Argumente der anderen Seite zu kennen? fragt eine Studentin.

21. November, OSZE Hochhaus, 14.30 Uhr

Zum Mittagessen mit Christian Koller in die Twintowers. Am Eingang ein Hinweisschild, das mir noch öfter begegnen wird. Eine Pistole, durchgestrichen, im roten Kreis. Waffen verboten. Auch im Stadtraum Werbeplakate. Gebt die Waffen ab. Sarajevo ist, zumindest was die öffentliche Beschilderung betrifft, noch im Zustand der unmittelbaren Nachkriegszeit.

Aus dem 21. Stock ein herrlicher Blick über die Stadt. Im Westen das breiter werdende Tal der Miljacka, begrenzt durch das Massiv des Igman, davor die Hochhauslandschaft des sozialistischen Sarajevo. Im Osten die österreichische und die türkische Stadt. Im Grunde hatte die Stadt nur drei Phasen der Bebauung: die osmanische bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts, die habsburgische in den 40 Jahren zwischen 1878 und 1918 sowie die jugoslawische ab 1945. Die Zeit des Königsreiches der Serben, Kroaten und Slowenen in der Zwischenkriegszeit hinterließ in Sarajevo, mit Ausnahme des Nationaltheaters, kaum Spuren. Andere Städten glänzten in dieser Zeit mit den aufregenden Wohn- und Geschäftsbauten der klassischen Moderne.

Beim Kaffee im 21. Stock erneut das Thema Grenzen. Die innerstaatliche Grenze zwischen den Entitäten muslimisch-kroatische Föderation und Republika Srpska ist offen, kein Schlagbaum, keine Kontrolle, am Abend davor auf der Fahrt nach Pale habe ich es selbst gesehen. Gleichwohl ist sie nicht unsichtbar. Gleich hinter der Grenze das Schild „Willkommen in der Republika Srpska“ – auf kyrillisch. Weitaus folgenreicher, sagt Christian Koller, sind die unsichtbaren Grenzen. Kein Muslim würde zum Skifahren in die Jahorina bei Pale fahren, wo während der Winterspiele 1984 die Damenabfahrt

stattgefunden hat. Stattdessen pilgern die Sarajevoer an den Wochenenden auf den Igman oder die Bjelašnica. Es sind, im Gegensatz zur Jahorina in der Republika Srpska, „ihre“ Berge.

Vor dem Krieg hatte es ein „unsere“ oder „ihre“ nicht gegeben. Vor dem Krieg lebten in Sarajevo 50 Prozent Muslime, 21 Prozent Serben, 7 Prozent Kroaten und 22 Prozent anderer Bevölkerungsgruppen, unter ihnen viele Juden. Bosnien-Herzegowina war das Jugoslawien en miniature, ein „europäisches Jerusalem“. Heute sind die Bosniaken, also die Muslime mit 81 Prozent die dominierende Bevölkerungsgruppe. 150.000 Serben haben die Stadt verlassen, fast ebenso viele Flüchtlinge, vor allem aus Ostbosnien, sind nach Sarajevo gekommen. Nicht nur mit dem Bevölkerungsaustausch und dem Verlust an ethnischer und kultureller Vielfalt hat Sarajevo zu kämpfen, sondern auch mit einer Ruralisierung der städtischen Kultur.

Und mit dem Bewusstsein, dass Bosnien in Europa nicht erwünscht ist, sagt Koller. Ohnehin sehen sich die meisten Bosnier als Europäer zweiter Klasse. Wenn Kroatien vor dem Beitritt zur Europäischen Union steht, wird auch das Urlaubsland der meisten Bosnier eine Visumpflicht für Bosnien-Herzegowina einführen müssen. Der Restbalkan ist dann von der EU umzingelt. Offen stehen den Bosniern dann nur noch Serbien und Montenegro.

Hoffnungsvoll klingt anders. Soll ich Christian Koller erzählen, woran ich denke? Schon einmal hatte ich das Gefühl, in einer Region zu sein, die keine Zukunft hat. Das war 1999 in Palästina. Damals haben noch alle vom Friedensprozess geredet. Das Gefühl, das mich beschlichen hatte: Das endet im Krieg.

21. November, Kovaci, 17 Uhr

Diese Aussicht werde ich nicht vergessen. Gleich nach dem Essen hat mich Eckhardt Bernstein geschnappt und in die Straßenbahn verfrachtet. Am Ende der Bašcaršija und des Talkessels aussteigen und vom Taubenplatz hoch nach Kovaci. Gleich zu Beginn einer der Friedhöfe, die während der Belagerung innerhalb der Stadt angelegt werden mussten, um den Ausbruch von Seuchen zu verhindern. Auf dem Friedhof hat, bewacht von zwei Soldaten, auch der bosnische Führer Alija Izetbegovic seine letzte Ruhe gefunden.

Weiter hoch zur österreichischen Kaserne, die noch heute eine Ruine ist. Als passionierter Wanderer weiß Eckhardt Bernstein, wo es in den Bergen um Sarajevo Minen gibt und wo nicht. Auf das Gelände der Kaserne sollte man auf keinen Fall, sagt er. Der Weg, den wir zusammen weiter gehen, sei ungefährlich.

Nach einer dreiviertel Stunde Aufstieg sind wir auf dem Bergkamm, von dem man sowohl in den Talkessel nach Sarajevo schauen kann als auch auf die andere Seite, auf der sich die Straße hinauf nach Pale windet. Wollen wir warten, bis die Lichter angehen und die Moscheen, die Bibliothek und die Brauerei beleuchtet werden, fragt Bernstein. Ich nicke. Wenn wir die richtige Ausrüstung dabei hätten, hätten wir wahrscheinlich Kissen, Butterbrote und eine Thermoskanne Tee ausgepackt. So bleiben wir stehen und warten. Stille, um uns die Berge, vor uns die Stadt.

Und dann der Moment, den ich nicht vergessen werde. Kaum hat sich die Dämmerung über die Stadt mit ihren 100 Moscheen gelegt, werden die Minarette beleuchtet, und die Muezzine rufen, einer nach dem andern, zum Gebet.

Über der Stadt liegt ein Klangteppich, der mir fremd ist und doch etwas Vertrautes hat. Eine Art von Behütetsein, ein Eintauchen in den Schutz der Religion. Erst unten, nach dem Abstieg, fällt mir ein, dass ich oben am Berg nicht an die Stellungen der Serben dachte und auch nicht daran, dass sie während der Belagerung den gleichen Anblick vor Augen hatten wie ich.

22. November, Germanistische Abteilung, 14 Uhr

Vor dem Workshop „Journalistisches Schreiben“ hatte ich einigen Respekt. Vier Stunden am Stück für einen, der keine Lehrerfahrung hat? Das konnte nur schief gehen. Am Ende hat es richtig Spaß gemacht, nicht zuletzt wegen der Studentinnen, die ziemlich engagiert waren.

Begonnen habe ich mit einer kurzen Schilderung des Produktionsablaufs in einer Tageszeitung, Dann haben wir uns an die Arbeit gemacht: journalistische Genres benennen und in drei Gruppen sortieren: Nachrichtentext, Meldung und Bericht; Kommentar, Glosse, und Kolumne; Reportage, Interview,

Porträt. Beispielhaft für jede Gattung habe ich einen Text unseres Balkan-Korrespondenten Erich Rathfelder dabei, den wir zusammen analysieren. Anschließend sondieren wir mit Internet und Beamer im Tickerserver der taz die Nachrichtenlage des Tages und entscheiden uns für das Thema „Amoklauf in Emsdetten“. Schließlich bilden wir drei Gruppen: die Mitglieder der einen schreiben bis morgen einen Kommentar, die anderen einen Nachrichtentext, die dritten eine Reportage oder machen ein Interview. Ich bin sehr gespannt. Die Dozenten der Abteilung hatten mich gewarnt, ich solle nicht zuviel verlangen. Ich bin aber zuversichtlich, auch weil ich einen Joker in der Tasche habe. Morgen, sage ich den Studenten zum Abschluss, können Sie Ihre Texte mit denen in den „richtigen“ Zeitungen vergleichen. Journalistisches Schreiben als Livesimulation einer Zeitungsproduktion. Immerhin nichts Alltägliches.

22. November, Dozentenzimmer, 15 Uhr

Vedad Smailagic hat einen Termin beim Direktor des Stadtplanungsamts für mich organisiert. Eine Studentin soll mich begleiten und dolmetschen. Ich bin etwas erleichtert. Es ist also doch nicht so, wie ich ursprünglich befürchtet hatte – dass die Abteilung meine „Dienstleistungen“ in Anspruch nimmt und mich ansonsten mit meinen Sachen alleine im Regen stehen lässt.

22. November, Bašcaršija, 16 Uhr

Für ein paar Stunden alleine. Der nächste Termin erst um 19 Uhr. Dann werden mich Frank Baumann vom Goethe-Institut und seine Freundin zum Abendessen abholen. Bis dahin etwas im Basarviertel bummeln und mich vor dem Restaurantbesuch im Motel aufs Ohr legen. Die letzten Tage – es waren erst drei – haben Kraft gekostet.

In der Bašcaršija die Doppel-CD von Bjelo Dugme „Turneja 2005“ erstanden. Richtig happy darüber. Hinterher einen Cappuccino in einer Cafébar. In keinen Büchern geblättert, keine Seminare vorbereitet, keine Texte verschlungen, einfach nur in der Tasse gerührt und auf die Leute in der Gasse geschaut.

22. November, Motel Sokak, 17 Uhr

Ich wusste, das würde passieren. Kaum hatte ich die CD von Bijelo Dugme, übersetzt Weißer Knopf, in den Laptop geschoben, liefen die Tränen. Einige CDs von Goran Bregovic habe ich zuhause, aber nicht die Originalaufnahme des Comebacks seiner Band vor einem Jahr. Zehn Jahre nach dem Ende des Krieges stand der Bandleader von Bijelo Dugme in Sarajevo, Zagreb und Belgrad auf der Bühne. Es war die Rückkehr des verlorenen Sohns, des jugoslawischen Helden von einst, der nach dem Beginn des Krieges seine Stadt verließ und damit zum „Verräter“ wurde. Aber anders als Emir Kusturica, der sich in den Augen der Bosnier mit dem Milošević-Regime gemein gemacht hat, haben die Muslime ihrem Helden verziehen. Das Konzert im Stadion von Sarajevo war ein großer Erfolg.

Im Pressedossier, das ich mir für die Reise nach Sarajevo zusammengestellt habe, finden sich gleich zwei Beiträge zum Revival von Bijelo Dugme. Über das Konzert in Sarajevo berichtete Erich Rathfelder: „Bregovic ist ein Hurensohn“, schrieb die Wochenzeitung *Slobodna Bosna*, „aber unser Hurensohn.“ Das war ein Kompliment. Bregovic kann sich wieder in Sarajevo sehen lassen.“ In Belgrad war Rüdiger Rossig: „Vor und nach dem Auftritt von Bijelo Dugme im serbischen Belgrad begrüßten Fußgänger winkend Autos mit bosnischen und kroatischen Kennzeichen. Der Krieg ist vorbei! Und der weiße Knopf ist das Symbol des Friedens.“

22. November, Restaurant Avlija, 20 Uhr

Das Restaurant Avlija ist ein echter Geheimtipp. 20 Minuten Fußweg vom Hotel entfernt liegt es im an den nördlichen Berghängen gelegenen, ehemals jüdischen Viertel Bjelave. Übersetzt heißt Avlija Hof, und tatsächlich befinden wir uns im Innern eines Patio, nur dass im Winter das Glasdach geschlossen ist. Im Sommer aber, sagt Frank Baumann, wird das Dach geöffnet. Mediterranes Ambiente mit hervorragender bosnischer Küche.

Frank Baumann hat seine Freundin Katarina Kopric mitgebracht, eine Hamburgerin serbischer Herkunft. Katarina bestellt für uns auf serbisch - Pfeffersteak, Rumpsteak, Chicken Curry. Bosnisch spreche sie nicht, sagt sie, aber das sei in Sarajevo kein Problem. In den vier Jahren, in denen sie in

Sarajevo lebt, habe sie noch nie jemand wegen ihrer serbischen Sprache angemacht. Auch Katarina Kopric sagt: Sarajevo ist eine tolerante Stadt.

Wie es weiter geht mit Sarajevo und Bosnien-Herzegowina werden Frank und Katarina aber nicht mehr aus nächster Nähe erleben können. Im Februar werden sie gemeinsam nach Moskau ziehen. Das ist schade, sage ich. Ich werde es später noch ein paar Mal sagen. Franks Herzlichkeit und Sachkenntnis haben mir die Stadt von Anfang an aufgeschlossen. Katarina bestellt Rotwein, inzwischen sind alle Tische besetzt. Viele „Internationals“, aber auch Einheimische. Im Sommer bekommst du hier keinen Platz, sagt Katarina, da musst du einen Tisch bestellen. Ich lasse mir eine Karte geben. Wenn ich im nächsten Mai mit meiner Freundin in Sarajevo sein werde, wird das Essen im Avlija ein bisschen wie eine Rückkehr sein.

23. November, Germanistische Abteilung, 11 Uhr

Ich bin überglücklich. Die Texte, die „meine Studentinnen“ zu Papier gebracht haben, sind erstaunlich. Ein Kommentar hätte sogar in der taz stehen können. Ich schlage ihnen vor, die Texte auf der Homepage von „Menschen und Bücher“ zu veröffentlichen. Ich hoffe, das klappt, denn seit heute stehe ich bei ihnen im Wort. Es muss klappen, dieses Seminar war die bisher intensivste Erfahrung meines Aufenthalts in Sarajevo. Meine Bedenken haben sich als gegenstandslos erwiesen. Fast bin ich ein bisschen neidisch auf die „Aufbauhelfer“, die ein Jahr oder länger in der Stadt sind. Sie bewegen etwas, selbst unter so schwierigen Bedingungen wie an diesem Lehrstuhl. Und sei es nur, dass sie irgendwann erfahren, ihre Studenten hätten diesen oder jenen Weg genommen.

23. November, Tunnelmuseum, 12 Uhr

Gleich nach dem Workshop mit Christian Koller zum Auto und los in den Westen der Stadt in Richtung Berg Igman. Unser Ziel ist die kleine Ortschaft Donji Kotorac hinter dem Rollfeld des Sarajevoer Flughafens. Dort befindet sich das legendäre Muzeum Tuneli.

Das Tunnelmuseum ist das eigentliche Museum der Stadt, ein authentischer Ort, der an der Krieg erinnert und auch daran, wie sich die Sarajevo in fast aussichtsloser Situation gegen die

Belagerer gewehrt hat. Lange Zeit war der Tunnel unter dem Rollfeld der einzige Zu- und Ausgang in und aus der belagerten Stadt. Nur über den Tunnel konnten die Menschen die Stadt verlassen (und mussten dafür mehrere Tausend Dollar zahlen, außer die Juden, für die war die Flucht umsonst). Nur über den Tunnel konnten Waffen, Benzin und Lebensmittel in die Stadt gebracht werden. Auch für den bosnischen Präsidenten Alija Izetbegovic war der Tunnel die einzige Möglichkeit, aus Sarajevo auszureisen und wieder in die Stadt zu gelangen.

Mit dem Bau des 800 Meter langen, einen Meter breiten und 1,50 Meter hohen Tunnels war im Januar 1993 begonnen worden, nachdem der Belagerungsring um Sarajevo geschlossen wurde und absehbar war, dass die Stadt längere Zeit von der Versorgung abgeschnitten sein würde. Den wenigen bosnischen Ingenieuren, die in den geheimen Plan eingeweiht wurden, kam dabei zugute, dass die UNO bereits im Juli 1992 die Kontrolle über den Sarajevoer Flughafen übernommen hatte. Zwar waren die UN nach einem Abkommen mit den bosnischen Serben verpflichtet, die zumeist im Schutz der Dunkelheit unternommenen Fluchten über das Rollfeld zu unterbinden. Beim Bau des Tunnels drückten die UN-Verantwortlichen aber beide Augen zu.

Wie beschwerlich dieser Bau war, ist im Museum noch heute zu sehen. So mussten bei den mehrmonatigen Arbeiten 2.800 Tonnen Erde ausgehoben und 170 Kubikmeter Holz sowie 45 Tonnen Metall verarbeitet werden – nachdem die Serben vom Tunnelbau erfahren haben, sogar unter Dauerbeschuss am Tunnelausgang in Donji Kotorac (von wo der weitere Weg über einen Graben in Richtung Igman und der von den Bosniern kontrollierten Gebiete führte). Aber auch nach der Fertigstellung des Tunnels war die Nutzung alles andere als einfach. Nicht nur 4.000 Menschen mussten – meistens in der Nacht – durch den Tunnel geschleust werden, sondern auch Benzin und Strom. Letzteres wurde durch eine Starkstromleitung in die Stadt gebracht, was die Tunneldurchquerung besonders riskant machte.

Doch was waren diese Gefahren im Vergleich mit der strategischen Bedeutung des Tunnels, heißt es in einer Broschüre, die für 5 KM im Museum verkauft wird. „Als militärische Verbindung machte er die Bewegung von Truppen und Militär möglich. Er ermöglichte der Regierung von

Bosnien-Herzegowina arbeitsbereit zu bleiben und den Mitgliedern des Parlaments die Ein- und Ausreise. Der Tunnel bewahrte die Stadt vor der kompletten Besetzung durch die Serben. Er rettete 300.000 Menschen.“

Die den Tunnel gerettet haben, wundern sich manchmal darüber, wie wenig er im Sarajevo von heute Beachtung findet. Schon 1992 war die Familie Kolar in ihrem Haus in der heutigen Tunnelstraße in Donji Kotorac unter serbischen Beschuss geraten. Sie flüchtete ins nahe Butmir und half schließlich beim Bau des Tunnels, dessen Eingang sich mitten auf ihrem Grundstück befindet. Als der Tunnel fertig war, kehrten die Großeltern Alija und Šida Kolar in ihr Haus zurück – und versorgten die erschöpften Tunnelgänger mit Wasser und Brot. So ging das mehr als zwei Jahre lang bis zum Vertrag von Dayton.

Dayton brachte der Stadt den Frieden, Alijas Sohn Bajro und dem Enkelkind Edis, bis dahin Soldaten der bosnischen Armee, aber die Arbeitslosigkeit. Also beschloss die Familie, auf ihrem Grundstück an die Geschichte des Tunnels zu errichten. So entstand das Tunnelmuseum. Finanzielle Unterstützung bekommt die Familie Kolar bis heute nicht.

Und auch keine logistische, wir haben es gemerkt als wir mit dem Auto in Richtung Donji Kotorac gefahren sind. Kein Hinweisschild in der Stadt, keine Anzeigen, keine Plakate. Für die Kolars ist diese Missachtung nicht einfach, dabei haben sie sogar die „Sänfte“ ausgestellt, auf der Alija Izetbegovic immer wieder durch den Tunnel gebracht wurde, damit er an den internationalen Verhandlungen über die Zukunft Bosniens teilnehmen konnte. Doch der Wunsch nach Vergessen ist in Sarajevo heute größer als das Bedürfnis nach Erinnerung. Wahrscheinlich auch, weil das Erinnern auch eine Auseinandersetzung mit jenen bedeutete, die aus dem Krieg Kapital geschlagen haben. Denn auch das erzählt man sich heute vom Tunnel: dass die bosnischen Truppen gleich zu Beginn des Krieges bei Ilidža den Belagerungsring durchbrechen konnten, von Izetbegovic aber wieder zurückgepfiffen wurden – keine Belagerung bedeutete auch kein Profit für die bosnische Mafia, die die Stadt in Kriegszeiten kontrollierte.

23. November, Planungsamt des Kantons Sarajevo, 14 Uhr

Zum Termin mit Said Jamakovic begleitet mich Sabina Omanovic, eine Studentin der Germanistik, die zugleich als freie Mitarbeiterin beim Stadtradio Sarajevo arbeitet. Jetzt wird sie für mich übersetzen.

Jamakovic, der Chef des Planungsamtes des Kantons Sarajevo, empfängt uns im zweiten Stock des Gebäudes in der Branilaca Sarajeva Straße 26. Dort hat er seinen Besprechungsraum, dort hängen auch die Pläne: Stadt Sarajevo, Kanton Sarajevo, auf der Stirnseite eine Reliefkarte des Umlandes, die auch schon bessere Zeiten gesehen hat. Vor allem die nachträglich aufgeklebte Grenze zwischen Sarajevo und der Republika Srpska, die gleich hinter dem Stadtteil Dobrinja verläuft, hat sich schon wieder gelöst und baumelt an einer Stelle herunter, ausgerechnet dort, wo die bosnischen Serben ihr neues Sarajevo bauen wollen.

Jamakovic ist ein angenehmer, überaus freundlicher Mensch, der nicht nur erzählt, sondern auch neugierig ist. Also beschränkt er seinen Vortrag auf die Eckdaten der Stadtgeschichte – angefangen von den Römern, die im Tal der Bosna eine Siedlung errichtet haben, über die Türken, die die osmanische Stadt weiter östlich ins Tal der Miljacka verlegt haben, weil die umliegenden Berge für die Frauen Schutz vor fremden Blicken boten (so sagte er es wirklich), bis hin zu den Planungen für die Olympischen Winterspiele 1984.

Dann fragt er: Was wollen Sie wissen?

Was will ich wissen? Etwas über die jüngste Stadtentwicklungsplanung, zögere ich, und wie sich diese durch Bevölkerungsentwicklung und Bevölkerungsaustausch nach dem Krieg geändert hat. Es ist das Zögern, das ich schon oft in den letzten Tagen bemerkt habe. Was darf man ansprechen, was nicht? Und vor allem: Wie spreche ich an, was mich interessiert?

Es interessiert mich deshalb, sage ich, weil man mir erzählt hat dass nach dem Abkommen von Dayton, das auch die serbischen Stadtteile von Sarajevo unter die Verwaltung der muslimisch-kroatischen Föderation gestellt hat, etwa 150.000 Serben die Stadt verlassen haben. In ihre Wohnungen sollen Flüchtlinge aus Ostbosnien und aus dem Raum Banja Luka eingezogen sein.

Der größte Teil der Vertriebenen ließ sich in den Dörfern in der Umgebung nieder, bestätigt Jamakovic. Bis aus ihnen Städte werden, kann es noch Generationen dauern.

So einfach habe mir das Gespräch nicht vorgestellt. Aber Jamakovic ist Planer und Architekt mit Leib und Seele, da geht es nicht um Schicksale, sondern um Planzahlen. Und die liegen auf dem Tisch. Trotz der Flüchtlinge, zu denen auch die Rückkehrer aus Deutschland gehören, hat die Zahl der Einwohner den Vorkriegsstand nicht erreicht. Heute leben etwa 400.000 Menschen in der Stadt, vor dem Krieg waren es 500.000. Wie groß der Bevölkerungsaustausch insgesamt war, lässt sich schwer sagen. Manche sprechen von über 50 Prozent. Für viele Neusarajevoer kommt hinzu, dass sie de jure ein Leben auf gepackten Koffern führen. Laut Dayton kann jeder Flüchtling in Bosnien-Herzegowina, egal ob in der Föderation oder der Serbischen Republik, wieder in sein altes Haus oder in seine alte Wohnung zurückkehren. De facto führt dieses Recht auf Rückkehr in Sarajevo dazu, dass die serbischen Eigentümer ihre Wohnungen und Häuser zurückfordern und sie anschließend verkaufen.

Selbst der vom Kriegsverbrechertribunal in Den Haag gesuchte Führer der bosnischen Serben, Radovan Karadžić, soll so ein weiteres Mal zum Kriegsgewinnler geworden sein. Das hatte schon Frank Baumann erzählt.

Mit traditioneller Wachstumsplanung hat es Said Jamakovic deshalb nicht zu tun, eher mit Entwicklung im Bestand. Und da tut sich tatsächlich einiges, wie er erzählt. In den Großsiedlungen aus den siebziger und achtziger Jahren werde zunehmend auch in die Infrastruktur investiert, so dass die Bevölkerungsstruktur stabil bleibe. Von Problemgebieten wie in Deutschland lasse sich da nicht sprechen, im Gegenteil. Hier wohnt die Stadtbevölkerung, sagt Jamakovic. Aber auch die Altstadt habe gute Aussichten, sich zu entwickeln. Vor allem junge Sarajevoer, die zu Geld gekommen sind, haben sich in den vergangenen Jahren Häuser in der Altstadt gekauft und bauen sie nach und nach aus. Tatsächlich ist nicht nur die Bašaršija am Abend lebendig, auch in den Quartieren drum herum, in Mejtaš und Bjelave ist eine rege Kneipen- und Restaurantszene entstanden. In Sarajevo gibt es auch außerhalb der ausgelatschten Trampelpfade etwas zu entdecken.

Ganz und gar ungewöhnlich für einen Stadtplaner ist dagegen die Entwicklung von Dobrinja. Für die Winterspiele 1984 als Olympisches Dorf gebaut, galt der Stadtteil bis zum Krieg als Quartier des Besserverdienenden. Das ist er auch wieder geworden, obwohl das unmittelbar am Flughafen gelegene Dobrinja hart umkämpft war. Gekämpft wird um Dobrinja aber auch heute noch, wenn auch nur planerisch. Gleich hinter der Grenze will die Regierung der Republika Srpska einen neuen Stadtteil für 100.000 Menschen bauen und so die ethnische Trennung der Stadt vorantreiben. Der Name des Projekts: serbisches Sarajevo.

Schon heute leben in den Dörfern östlich von Dobrinja, in Lukavica oder Kasindo mehr als 90.000 Menschen. Zwar darf dieser zur Republika Srpska gehörende Teil Sarajevo nicht mehr – wie bis 2004 – Srpsko Sarajevo heißen. Aber auch der Name Istocno Sarajevo, Ost-Sarajevo, wie es seitdem heißt, macht die Sache nicht besser. Im Blick hat die Regierung in Banja Luka vor allem die wenigen Serben, die nach dem Krieg im nunmehr muslimischen Teil Sarajevos geblieben sind und sich heute vor allem auf die westlichen Vororte um Ilidža konzentrieren. Sie würden mit einem Umzug nach Ost-Sarajevo unter serbischer Verwaltung leben. Mehr noch: Den Planern eines serbischen Sarajevo schwebt gar ein Siedlungsband von Ostsarajevo über den Trebevic bis nach Pale vor. Das serbische Sarajevo würde dann entlang der Linien verlaufen, an denen im Krieg die serbischen Stellungen lagen, von denen aus die Stadt beschossen wurde. Eine Provokation.

Wie er auf solche Pläne reagiert, will ich von Said Jamakovic wissen. Ob der Widerstand dagegen nicht eher Aufgabe eines Politikers ist als die eines Stadtplaners. Jamakovic zuckt mit den Schultern. „Ich glaube nicht, dass es soweit kommt“, sagt er. „Immerhin habe ich selbst einmal die Siedlungspotentiale östlich von Dobrinja untersucht. Für mehr als 30.000 Bewohner ist da kein Platz.“

Ein Trost ist das nicht. Zu weit ist die Teilung der Stadt bereits vorangeschritten. Der Busbahnhof in Ostsarajevo trägt noch immer den Namen Srpsko Sarajevo, die Busse selbst fahren bis Belgrad, aber nicht in die nur ein paar Kilometer entfernte Bašaršija.

Wir schließen das Gespräch mit einem Thema, das Said Jamakovic trotz aller Neugier und Freundlichkeit sichtlich angenehmer ist. „Der Tourismus ist unsere Zukunft“, sagt er. „Wenn erst die Billigflieger in Sarajevo landen, kommen noch mehr Touristen, vor allem um in der Bielašnica Ski zu fahren.“ Dafür müssten auch wir Journalisten Werbung machen, ist er überzeugt. Seine Schlussworte klingen nicht nur wie ein Appell, sondern fast flehend: „Bitte schreiben Sie nicht nur über den Krieg. Sarajevo ist nicht nur Krieg und Vergangenheit, unsere Stadt hat auch eine Zukunft.“

23. November, Innenstadt, 16 Uhr

War es der Appell von Said Jamakovic? Ich habe mir eine Skijacke gekauft, made in Czech Republic. Sie sieht nicht nach einer Fälschung aus, ich war in einem Fachgeschäft. Am Sonntag früh fahre ich mich Frank und Katarina auf die Bielašnica, da werde ich die neue Jacke ausführen. Ich bin gespannt: Wie wird die Infrastruktur aussehen? Wie viele Skilifte gibt es wieder? Was kostet eine Tageskarte? Skifahren in Sarajevo, warum eigentlich nicht? Wenn der Krieg lange genug her ist, wird man sich vielleicht wieder erinnern an die Olympischen Winterspiele von 1984.

24. November, Coffee Escobar, 10 Uhr

Heute haben die albanischen Eufor-Soldaten Ausgang. Überall sieht man sie in der Stadt, Tarnuniformen, albanisches Abzeichen, die Sterne der Europäischen Union. In Sarajevo demonstrieren die Albaner ihren muslimischen Glaubensbrüdern, dass auch sie zu Europa gehören, sagte jemand vor ein paar Tagen. Albanische Soldaten bewachen nicht nur den Flughafen, sondern auch die Eufor-Klinik. Weil sie meistens kein Deutsch, Englisch oder Bosnisch, sondern nur ein paar Brocken Italienisch sprechen, würden sie ihren Job gut machen. Keiner kommt rein, zumindest kein Zivilist.

Im Coffee Shop Escobar, gleich an der katholischen Kathedrale sitzt ein albanischer Soldat mit einer deutschen Begleiterin. Er spricht hervorragend deutsch. In dieser Stadt erzählt man sich viele Geschichten, nicht alle stimmen. Und wie viele stimmen doch?

Draußen sehe ich die ersten Bundeswehrsoldaten, seitdem ich in der Stadt bin. Sie tragen Uniform, Vorschrift. Mein erster Gedanke: Gut, dass sie da sind.

24. November, Germanistische Abteilung, 12 Uhr

Die ursprüngliche Befürchtung, ich werde von der Germanistischen Abteilung „abgeschöpft“, ohne meine eigenen Projekte verfolgen zu können, war gegenstandslos. Zwar hat sich das „Miljacka-Projekt“ schnell erledigt, doch Vedad Smailagic hat – gewissermaßen auf Verdacht – einen Termin mit Studenten für mich organisiert. Egal, was ich auch vorhätte, sagte er, ich dürfte die Studenten für mich in Anspruch nehmen. Sei es für Interviews, Übersetzungen oder auch einen Stadtrundgang.

Interview also. Gekommen sind Maja, Aida und Emir, allesamt im vierten Studienjahr und, wie fast alle Germanistikstudenten, während des Krieges für einige Zeit in Deutschland gewesen. Dass ihnen ihre Kommilitonen an der Uni Sarajevo deshalb mit Misstrauen begegnen, haben sie nicht erlebt. Natürlich gab es den ein oder andern, sagen sie, der nach ihrer Rückkehr nach Sarajevo in der Schule bemerkte: Wir haben hier ausgehalten und die Stadt verteidigt, ihr seid gegangen. Doch an der Abteilung sind sie ohnehin unter sich. Und haben, wegen ihrer Sprachkenntnisse, auch bessere Berufsaussichten als die, die geblieben sind. Nicht zuletzt deswegen, sagen sie, empfänden sie Deutschland gegenüber Dankbarkeit. Vorwürfe, sie hätten gegen ihren Willen Deutschland verlassen müssen, erhebt hier keiner.

Im Gegenteil, sagen sie, Sarajevo ist unsere Stadt. Auch wenn sie, wie Emir und Aida, schon im nächsten Jahr für Postdiplomstudien nach Deutschland kommen (und dafür ohne Probleme auch ein Visum bekommen), sehen sie ihre Zukunft in Bosnien-Herzegowina. Doch auch mit einem Abschluss wird es nicht leicht, Arbeit zu finden. Die meisten Arbeitsplätze für Germanisten gibt es in den Schulen. Doch Deutschlehrer gibt es genug in der Stadt. Und aufs Land? Bitte nicht, meint Emir, wir wollen in der Stadt leben.

Mit dem Land haben sie ohnehin ihre Erfahrungen gemacht, vor allem mit den bosnischen Flüchtlingen, die nach dem Krieg in

die Stadt kamen. „Ich will ja nicht schlecht reden“, sagt Emir, „aber das sind Bauern. Gut, dass sie wenigstens in den Dörfern außerhalb der Stadt leben.“ Mein Gedanke: Schön, dass es hier noch normale Grenzen gibt – wie die kulturelle Grenze zwischen Stadtbewohnern und Provinzlern. Ein Stück Normalität.

Das Interview mit Maja, Aida und Emir wird ein unterhaltsames, angeregtes Gespräch, bei dem ich mehr über die Stadt und die Kriegsfolgen erfahre als bei vielen Terminen zuvor. Das liegt daran, dass sie vor allem von ihrem Alltag erzählen, von den Imamen in Sarajevo, die ungezwungen über Alkohol und Sex reden, von den Rückkehrern aus Deutschland, die in Köln oder anderen Städten gläubig wurden, von der Hoffnung, dass sich Europa von Bosnien nicht erneut abwendet. Fremde sind Maja, Aida und Emir im Exil nicht geworden, denn sie haben ihre Erfahrungen in Deutschland mit denen in Sarajevo in Einklang gebracht. Vielleicht gehört auch das zum Klima der Toleranz in dieser Stadt, wie sie der bosnische Schriftsteller Dževad Karahasan in seinem „Tagebuch einer Aussiedlung“ beschreibt: Ein Klima, das von der Präsenz des anderen, seiner Kultur, seiner Religion geprägt ist und zum Dialog zwingt. In diesem Dialog lernt man nicht nur, die Perspektive des andern einzunehmen, sondern versichert sich auch seiner selbst. Sarajevo, meint Karahasan, sei von Anfang an offen gewesen, und das sei auch der Grund gewesen, warum sich soviel Hass auf diese Stadt entladen hat.

Ich frage Maja, Aida und Emir, wo sie im Winter Skilaufen. Ihre Antwort ist eindeutig. Auf der Bjelasnica, dort wo bei den Winterspielen 1984 die alpinen Wettbewerbe der Herren stattgefunden haben. Auf der Jahorina, wo die Damen um Gold kämpften, würden sie nie ihre Ski anschnallen, selbst wenn es dort billiger sei. Warum nicht, frage ich, weil ihr nicht mit einem Serben im Lift fahren wollt? Nein, sagt Emir. „Es ist nicht, weil dort heute Serben leben. Aber die Jahorina gehört zu Pale, und Pale war die Hochburg von Karadžić. Von dort aus haben sie uns beschossen. Warum sollen wir dort hin?“

Mit Vorurteilen habe dies nichts zu tun, sagen sie. Im Gegenteil. Maja, Aida und Emir versichern: „Wir haben nichts gegen Serben und Kroaten“. - „Wenn mir ein Freund sagen würde, er würde am Samstag in die Disco nach Belgrad fahren, ich würde sofort mitkommen“, sagt Emir. Aida und Maja stimmen zu.

„Belgrad ist eine moderne, junge Stadt, wie Zagreb auch“, sagt Maja. „Das Problem“, ergänzt Aida, „sind jene Bosnier, die vorher mit uns zusammenlebten und unsere Sprache sprachen, dann aber plötzlich Serbisch oder Kroatisch geredet und auf uns geschossen haben. „Gegen die bosnischen Serben gibt es auch in Belgrad Vorbehalte“, sagt Aida. „Serbien würde sich die nie ans Bein binden.“

Am Ende will ich wissen, was ihre Wünsche für die Zukunft sind. Die Antworten gleichen sich: mehr Arbeitsplätze, mehr Touristen, irgendwann wieder ein Zusammenleben mit den anderen Religionen. „Die Moslems sind toleranter als die anderen“, sagt Aida augenzwinkernd. „Aber ein bisschen mehr Toleranz könnte uns auch nicht schaden.“

24. November, Busbahnhof, 15 Uhr

Morgen werde ich den ersten Tag frei haben. Ich werde nach Mostar fahren, das hatte ich mir schon in Berlin vorgenommen. Die bosnische Eisenbahn wird mich aber nicht zum Kunden haben. Der einzige Zug geht um 6.25 Uhr - eindeutig zu früh. Nicht nur, weil mein Mostartrip an einem Samstag stattfindet. Nach fünf Tagen Dauereinsatz bin ich mit meinen Kräften am Ende. Ausschlafen kann also nicht schaden. Zumal auch Busse fahren. 8.15 Uhr, 9.00 Uhr, 9.45 – ich kann es mir aussuchen. Eine Einzelticket für die zweieinhalbstündige Fahrt kostet 7 Euro.

24. November, Straßenbahn, 15.45 Uhr

Von hier aus sieht man es besser. Es gibt in Sarajevo viele Autos, aber nur eines, das fast alle fahren – VW Golf. Fast könnte man meinen, alle ausrangierten Golfs aus Deutschland stehen im Sarajevo im Stau. Es sind aber auch neuere Modelle darunter, die Golfs der Kriegsgewinnler, wie sie hinter vorgehaltener Hand raunen. Warum ausgerechnet Golf, habe ich Vedad Smailagic gefragt. Die Antwort: Man bekommt ohne Probleme die nötigen Ersatzteile. Das macht das Golfahren auch gefährlich in Sarajevo. Wenn ein Auto geklaut wird, ist es ein Golf, sagt Smailagic. So halten sich Vor- und Nachteile die Waage. Ich denke: Auch in Sarajevo gibt es eine Generation Golf. Was für ein Unterschied.

24. November, Buybooks, 16.00 Uhr

Je länger ich darüber nachdenke, desto mehr scheint mir die Aufteilung des Stipendiums in zwei Aufenthalte als Segen. Noch einmal nach Sarajevo zu kommen, erleichtert nicht nur den Abschied. Es macht es mir auch einfacher, mich mit Büchern einzudecken. Der beste Ort dafür ist die Buchhandlung Buybooks in der Radiceva 4. Engagierte Buchhändler und Intellektuelle haben den Buchladen und Coffeeshop nach dem Krieg gegründet, um in Sarajevo auch weiterhin bosnische, serbische und kroatische Literatur zu vertreiben. Multikulturalität als Geschäftsidee, das hat sogar den US-Milliardär Georg Soros überzeugt, dessen Stiftung das Projekt einige Zeit unterstützt hat. In der Zwischenzeit ist aus Buybooks auch ein kleiner Verlag geworden, der bosnische Reiseführer in englischer Sprache herausgibt. Aber auch deutsche Literatur über Bosnien steht in den Regalen.

Eine richtige Entdeckung: Nenad Velickovics „Logiergäste“, ein Tagebuchroman über die Belagerung, geschrieben aus der Perspektive einer 18-Jährigen. So komisch ist das Buch, dass einem das Lachen im Hals stecken bleibt. Vor allem aber werfen die fiktiven (oder realen?) Aufzeichnungen ein Licht auf die innere Zerrissenheit der serbischen Stadtbewohner während des Krieges. Von den eigenen Leuten beschossen, werden sie von den Muslimen nicht selten des Verrats verdächtigt. Hier wie dort ist das Wort dafür: fünfte Kolonne.

24. November, Goethe Institut, 17 Uhr

Heute werde ich im Goethe-Institut aus meinem Oderbuch lesen – der Höhepunkt meines Aufenthalts in Sarajevo. Zwar sind die Studenten, trotz des Aushangs in der Germanistischen Abteilung, nicht in die Institutsräume in der Bentbaša 1a gekommen. Dafür ist die „deutsche Gemeinde“ anwesend. Zu ihr gehört auch das Ehepaar Đorđević, das, wie mir versichert wird, keine Veranstaltung mit deutschem Hintergrund auslöst. Miloje Đorđević hat einst den germanistischen Lehrstuhl an der Philosophischen Fakultät aufgebaut und ist nun im Ruhestand. „So richtig kann ich mich daran nicht gewöhnen“, gesteht er. Seine Frau spricht das wohl schönste Österreichisch, das man aus bosnischem Munde hören kann. Fast hätte ich mich verneigt: Küsse die Hand, gnädige Frau.

Ins Goethe-Institut gekommen ist auch Michael Teig, der für den Wirtschaftslehrstuhl der Universität Bamberg ein Kooperationsprojekt in Bosnien organisiert. Auch Ute Kreimeier ist da. Ihr Mann schreibt taz-Kolumnen und unterrichtet derzeit an der Germanistischen Abteilung der Uni Sarajevo deutsche Literatur. Leider ist er wegen Krankheit verhindert. Und natürlich sind „meine Jungs“ vom Lehrstuhl gekommen: Vedad Smailagic, Christian Koller sowie mein „Wanderführer“ Eckhardt Bernstein. Ich freue mich, fast ist es, als würde alle Anspannung dieser Woche von mir fallen.

Um es vorwegzunehmen: Es war eine schöne Lesung. Ich habe aus dem ersten Kapitel gelesen, die „Wiederentdeckung der Oder“, danach gab es eine kurze, aber engagierte Diskussion, die Frank Baumann moderiert hat. Die bosnische Übersetzung, die das Goethe Institut anfertigen ließ, habe ich nicht gebraucht. Alle im Raum sprachen Deutsch. Ich war etwas erleichtert, immerhin hatte ich mit meinem Oderthema – Grenzfluss oder Kulturlandschaft? – mit einem Auswärtsspiel gerechnet. Für den Professor emeritus Miloje Đorđević war die Lesung sogar ein Heimspiel: „Sie kennen doch sicher den Witz“, fragte er mich: „Welcher Fluss ist der längste – Main oder Mosel?“ Ich musste passen. „Die Oder natürlich“, freute er sich.

Beim Wein hinterher meinte Ute Kreimeier, das Eigentümliche an dieser Stadt sei, dass man nach Sarajevo komme und vom Krieg eigentlich nichts wisse. Dann sei man da, und plötzlich komme Licht ins Dunkel. Je länger man aber bleibe, desto mehr lösen sich die Gewissheiten auf. Zurück fahre man mit mehr Fragezeichen als man gekommen ist.

Ein Fragezeichen: Wird der Flug am Sonntag gehen? Die Flüge heute sind ausgefallen, erzählt mir Eckhardt Bernstein. Sein Sohn wollte ihn besuchen, saß im Flieger aus Wien. Doch der drehte über Sarajevo wieder ab. Zuviel Nebel. In Kriegszeiten war das die Wetterlage, die den Menschen eine Verschnaufpause verschaffte. Wenn Flugzeuge nicht landen können, können auch Scharfschützen nicht zielen.

24. November, Bjelava, 21 Uhr

Nach der Lesung und der feierlichen Übergabe der Bücher an die Bibliothek der Germanistischen Abteilung noch auf einen Wein bei Frank und Katarina. Die Wohnung nicht anders als in

Berlin, geschmackvoll eingerichtet, mit einem Balkon, von dem man einen atemberaubenden Blick auf die ganze Stadt hat. Im alten Spiel - könnte man hier wohnen? – spüre ich es zum ersten Mal: Diese Stadt hat mich gepackt. Mit ihr werde ich noch lange nicht fertig sein. Es ist tatsächlich ein Trost: Im Mai werde ich wiederkommen.

25. November, Bus nach Mostar, 10 Uhr

Endlich, Samstag, Ausflug. Kurz vor neun bin am Busbahnhof, kurz darauf geht es los. Kein Touristenbus, das überrascht mich. Die meisten, die in den Überlandbus nach Mostar gestiegen sind, sind Einheimische, die nur einen Teil der Strecke fahren. Andere steigen unterwegs ein und wieder aus. Die wenigen Touristen erkennt man mit einem Blick. Sie schauen versonnen aus dem Fenster oder blättern in ihren Reiseführern. So wie ich. Ich bin froh, für einen Tag nur eines zu sein – Tourist.

Der Zufall wollte es, dass ich auf der richtigen Seite sitze. Hinter Konjic zur Rechten das Tal der Neretva, anfangs noch sehr breit. Teilweise beulen sich die Flussschleifen zu richtigen Seen aus. Erstaunlich ist allerdings: Die Häuser am Ufer stehen weit überm Wasser. Erst ein Blick auf die Bootsstege zeigt: Nicht die Häuser sind zu hoch, das Wasser ist zu tief. Offenbar bringt erst die Schneeschmelze die Neretva wieder auf ihren Normalpegel – und das Wasser zu den Bootsstegen. Bis dahin wirkt das Flusstal wie eine verlassene Mondlandschaft, eingesäumt von Bergen.

Kurz vor Mostar öffnet sich das Flusstal in einen weiten Talkessel. Schon in Sarajevo wurde mir gesagt: Das Klima in Mostar ist maritim, die Temperatur im Schnitt fünf Grad höher als in der Hauptstadt. Tatsächlich ist die Vegetation eine andere. Der Talkessel voller Weinreben, auch die Besiedlung dichter, vor der Stadt ein katholisches Dorf nach dem andern, mit Kirchturm und Friedhöfen, vertraute Kulturlandschaft.

25. November, Mostar

Weniger vertraut ist das riesige Kreuz, das schon am Busbahnhof in Mostar zu sehen ist. Hoch droben auf dem Hausberg thront es, der Berg gehört zum katholischen Teil der Stadt, und das Kreuz ist eine Demonstration der Macht. So wie auch der tagelange Beschuss der Brücke eine

Machtdemonstration war. Militärisch notwendig war er nicht. Psychologisch dagegen schon. Mit der weltberühmten Brücke von Mostar sollte die Altstadt zu beiden Seiten der Neretva an ihrem empfindlichsten Punkt getroffen und der Welt gezeigt werden, dass Brücken in Zeiten des Auseinandergehens überflüssiger Zierrat sind.

Ich habe an diesem Tag keine Lust, mich schon wieder mit dem Krieg zu beschäftigen, selbst wenn dieser Krieg hier zwischen Katholiken und Muslimen stattfand und nicht, wie in Sarajevo, zwischen bosnischen Serben und den Bewohnern der Stadt. Also treiben lassen in den Touristenströmen, die es hier tatsächlich gibt, vorbei am Stadtplatz mit seinen Grünanlagen und Cafés, rein in die Fußgängerzone, wieder vorbei an Cafés, bis ich schließlich in der Altstadt bin, und mich vor Cafés kaum retten kann. Mostar, dieses Wunderwerk osmanischer Baukunst, ist wie süchtig nach Normalität, und die heißt, wie schon vor dem Krieg, Tourismus. Inzwischen kommen sie auch wieder, vor allem die Italiener, die von ihrem Urlaub in Dubrovnik (billiger als in Italien) einen Kurztrip an die Neretva unternehmen. Auf der berühmten Brücke, die 2004 nach den alten Plänen wiedererrichtet und posthum zum Weltkulturerbe der Unesco erklärt wurde, stehen die Reisegruppen und schauen auf eine Stadt, die freilich nur oberflächlich geheilt ist. Hinter den Kulissen zeigen sich die Hinterlassenschaften des Krieges fast noch deutlicher als in Sarajevo.

Auch das ein Teil des Tourismus: Auf dem Weg in die Altstadt peitschten Schüsse über die Fußgängerzone. Aus einem Kassettenrekorder, den ein Straßenhändler aufgestellt hatte.

25. November, Busbahnhof, 15.30 Uhr

Mein Vorhaben war erfolgreich. Ich war Tourist in Mostar und sonst nichts. Habe Cappuccino getrunken auf den Dächern über der Brücke, Cevapcici gegessen am andern Ufer der Neretva, bin durch die Gassen der Altstadt geschlendert, habe wegen des Kreuzes auf dem Berg den katholischen Teil boykottiert, bin auf das Minarett der Hauptmoschee gestiegen, habe fotografiert und eine SMS nach Hause geschrieben: „Mostar ist der Hammer. Italien mit Moscheen. Und dazu T-Shirt-Wetter. Wahnsinn!“ Nun steh ich um 15 Uhr wieder am Busbahnhof. Die italienischen Touristen haben recht. Ein Tag in Mostar reicht.

25. November, Brauereigaststätte Sarajevska Pivara

Das musste sein. Schon während der Wanderung auf den Berg über Kovaci hatte mich Habsburg-Fan Eckhardt Bernstein auf ein Bauwerk der Österreicher aufmerksam gemacht, das in keinem Reiseführer steht – die ehemalige Actienbrauerei Sarajevo, heute Sarajevska Pivara. Die eigentliche Attraktion des habsburgischen Prachtbaus ist aber die Brauereigaststätte. Mit ihrer verspielten Innenarchitektur, ihren Logen und karierten Tischdecken fühlt man sich fast wie in Wien. Den Einheimischen wie Touristen gefällt es, sie strömen in Scharen in die Gaststätte. Fast hätte ich keinen Platz gefunden.

Zurück in Sarajevo, das heißt aber auch, nicht mehr einfach Tourist sein zu können. Während der Belagerung war die Quelle, um die herum die Brauerei gebaut wurde, einer der wenigen Orte der Stadt, an denen es Wasser gab.

26. November, Bjelašnica

Der letzte Tag. Frank und Katarina haben mich, mitsamt meinem Gepäck, vom Motel Sokak abgeholt, der letzte Ausflug in meiner Sarajevo-Woche wird uns hoch auf die Bjelašnica führen. Noch immer weiß ich nicht, ob mein Flug am Nachmittag gehen wird. Auch gestern lag der Flughafen im Nebel. Selbst das Konzert des Deutschen Philharmonischen Orchesters im Nationaltheater ist gefährdet. Keine Flüge, keine Musiker.

Also raus aus Stadt und Talkessel und die Berge hoch. Kaum haben wir die Nebeldecke durchstoßen, winkt uns schönstes Sonnenwetter. Das wissen auch die Sarajevoer. Überall parken Autos, auf allen Wegen Spaziergänger. Jene Berghänge, die man nicht besteigen darf, sind unmissverständlich mit roten Schildern gekennzeichnet: „Achtung, Minen!“ Alltag in den Bergen rund um Sarajevo. Umso erstaunlicher der Trubel, denke ich. Die meisten Menschen drängen aber in den Restaurants am Fuße der Liftanlagen. Dort entstehen auch neue Appartements, nicht schön, aber ein Zeichen von Hoffnung. Dort, wo investiert wird, verspricht man sich Zukunft.

In einer Baude unterhalb des Sessellifts essen wir zu Mittag. In Deutschland, sage ich zu Frank, würde vor solch beeindruckender Bergkulisse jeder Bier trinken, auf der

Bjelašnica trinkt man Cola und Espresso. Ein bisschen traurig bin ich, dass Frank und Katarina schon in Moskau sein werden, wenn ich im Mai nach Sarajevo zurückkehre. Frank war nicht nur derjenige, der meine tausend Fragen so überlegt wie kenntnisreich beantwortete. Er und Katarina sind mir in dieser Woche auch Freunde geworden. Vielleicht sehen wir uns wieder in Moskau.

26. November, Flughafen Sarajevo

Wir haben uns früher wieder gesehen als erwartet. Es war so, wie ich befürchtet hatte. Kaum hatten mich Frank und Katarina zum Flughafen gebracht – sie haben mit dem Abschied gewartet, bis es grünes Licht zum Einchecken des Gepäcks gab – wurde mein Flug nach Wien gestrichen. Nur kurz war am Mittag die Nebeldecke aufgebrochen, immerhin lange genug, dass Austrian Airlines seine Sarajevo-Maschine in Wien starten ließ. Umsonst. Aber auch dieser Flieger musste über Sarajevo umkehren. Versuchen Sie es am nächsten Tag, sagte die Frau am Austrian-Schalter, wir buchen Sie auf die Münchenmaschine der Lufthansa, die geht früher.

Also Anruf bei Frank, in einer halben Stunde wird er mich abholen. Er hatte schon angeboten, dass ich in diesem Falle sein und Katarinas Gast sein werde. Ich muss also nicht, wie die andern, ins Flughafenhotel.

26. November, 17 Uhr, Istocno Sarajevo

Hat er meine Gedanken lesen können, oder war es Zufall? Diesmal nimmt Frank die andere Strecke. Nicht über die Sniper-Allee wie vor einer Woche fahren wir in die Stadt, sondern über das serbische Ost-Sarajevo. Es ist die Tour zu den Planspielen, von denen Said Jarmakovic im Stadtplanungsamt berichtet hat.

Wie auf dem Weg nach Pale gleich hinter Dobrinja die meisten Straßenschilder in kyrillischen Buchstaben. Wir fahren in Richtung Lukavica, dem größten Dorf in Istocno Sarajevo, aus dem einmal das Zentrum einer Stadt mit 100.000 Einwohner werden soll. Dann geht es oberhalb der Stadt über die Bjelopolska cesta nach Vraca. Die Straßenkreuzung dort werde ich so schnell nicht vergessen. Obwohl in Vraca die Hauptstraße wieder hinab ins Zentrum von Sarajevo führt, ist dieser Weg nicht ausgeschildert. Stattdessen zeigen die Straßenschilder nur

geradeaus – nach Pale und Belgrad. Noch immer Straßenkampf, denke ich, nur mit anderen Mitteln.

26. November, Bjelave

Es wird, trotz allem, ein schöner Abend, etwas kochen, etwas Wein, reichlich müde. Vor dem Einschlafen noch ein Kapitel aus Saša Stanišićs Roman „Wie der Soldat das Grammophon repariert“. Auch diese Hoffnung wird enttäuscht. Der Soldat aus dem Romantitel ist keiner, der dem Kriegsgegner einen kleinen Gefallen tut. Er repariert das Grammophon, um sich im knisterten Klang der Musik an die junge Muslima Emina heranzumachen. Kriegerbeute. Ich lege das Buch weg.

27. November, Flughafen Sarajevo

Auch am nächsten Morgen kein Flug nach Wien. Stattdessen treffe ich am Flughafen Michael Tieg, der im Goethe-Institut bei meiner Lesung gewesen war. Bei ihm steht Ari. Ari ist ein etwas dickleibiger und den Lebensfreuden nicht abgeneigter Holländer, der einen Bekannten in Zenica hat, mit dem er gerade telefoniert. Der Bekannte, Alen Skljo, hat sieben Jahre als Kriegsflüchtling in Amsterdam gelebt und dort Ari kennen gelernt. Alen wird uns nach Zagreb bringen, sagt Ari. Wir schlagen ein. 100 konvertible Mark, also 50 Euro sind es allemal wert, nicht noch ein paar Tage am Flughafen verbringen zu müssen.

Kaum haben wir die Flüge umgebucht, steht Alen vor uns. Das Auto wartet, sagt er. Was für ein Auto? Ich frage es nicht. Draußen sehe ich einen Mazda. Immerhin, es gibt schlimmere Klapperkisten.

27. November, Balkantour

Es wird eine richtige Balkantour. Auf der Straße nicht nur Autos, die in jeder Lage überholen, sondern auch knochige Kühe, von ebenso knochigen Bauern über die Fahrbahn gezerrt. Irgendwo auf der Strecke essen wir zu Mittag, Cevapcici und Cola, es ist warm, wir sitzen draußen, auf der staubigen Straße donnert ein LKW vorbei und überholt eine Frau, die eine Ziege hinter sich herzieht. Ari erzählt von den Geschäften, die er mit Alen in Bosnien plant, von der Lachsräucherei, die sie sich patentieren lassen wollen, eine billige, weil einfache

Konstruktion, genau das richtige für das Land. Zuvor hat er versucht, holländische Touristen zur Bärenjagd in die Berge zu bringen. Das scheiterte an den bosnischen Behörde, räumt er ein, offenbar war der Tierschutz im Nationalpark ein bisschen mehr wert als Aris Bakschisch.

Zuvor hatte uns Alen Zenica gezeigt, die Industriestadt, die Tito aus dem Boden gestampft hatte. Das Stahlwerk hat einst ganz Jugoslawien versorgt und 35.000 Menschen obendrein, die hier Arbeit fanden. Heute gehört das Werk dem indischen Stahlriesen Mitell. Immerhin, meint Alen, arbeiten noch 7.000 da. Sein Vater allerdings nicht mehr. Und auch Alen nicht. Deshalb hatte er sich gegen Ende des Krieges auf nach Holland gemacht. Was er nicht wusste: Er durfte zwar nach Holland einreisen, Jobben durfte er nicht. Also ist er wieder zurück nach Bosnien und nun der einzige Bewohner von Zenica, der fließend Niederländisch spricht - und Geschäfte mit einem holländischen Glücksritter macht. Vergnügt bestelle ich mir noch eine Cola. Andrzej Stasiuk hat mit seiner Angst vor diesem verschwindenden Europa unrecht. Nicht der Westen ist es, der über die entlegenen Landstriche in Osteuropa und auf dem Balkan siegt. Das Beispiel Ari zeigt: Die Balkanisierung hat sogar die Holländer erreicht.

Vor der Grenze zu Kroatien ein letztes Mal Stellungskrieg. Links der Sava liegt, schon in Kroatien, Slawonski Brod, auf deutsch „slawonischer Hafen“, die kroatische Grenzstadt zu Bosnien-Herzegowina. Auf der bosnische Seite ist es mit dem Namen der Doppelstadt nicht so einfach. Die Bosnier nennen sie Bosnanski Brod, erklärt uns Alen, die Serben Srbski Brod. Ihm ist es egal, dass seine Landsleute selbst um solche Kleinigkeiten streiten. Er will nach Kroatien, das ist Autobahn und bald vielleicht Europäische Union.

Auf der Savebrücke schaue ich, etwas wehmütig, noch einmal zurück. In den letzten neun Tagen habe ich weder Autobahnen noch die Europäische Union vermisst. Dafür bin ich mir sicher: Schon in Zagreb, erst recht aber in Berlin werde ich Heimweh nach Sarajevo haben.